

Geschäftskette und Anzeigen-Annahme
Marzellenstraße 37, im Neubau.

Anzeigen-Preis: 15 Pfg. die einspaltige Zeile.
(erste und letzte Seite) 20% höher. — Kölner Stellen-
und Arbeits-Gesuche, sowie Miet-Anzeigen für kleine
Wohnungen bis zu 10 Zeilen bei Vorauszahlung
8 Pfg. die Zeile. Offerten-Annahme 25 Pfg.
Reklamen 40 Pfg.

Wird täglich in jedes Haus von Köln sowie in Dens und fast allen
Vororten unentgeltlich getragen. Für Stockwerke und Hinterhäuser
mit Sonntags-Beilage 30 Pfg. monatlich.

Kölner Local-Anzeiger

General-Anzeiger für die rheinische Hauptstadt und Fremdenblatt.

Nr. 17. (Colonia.)

Sonntags-Beilage.

Sonntag, 28. April 1901.

Beimelton des Kölner Local-Anzeiger. 28. April 1901.

Schwesterchen Halja.

Erzählung von Wajilj Tschajtschenko.

Aus dem Ukrainischen übertragen von J. P. Beder. *)

Der alte Iwan Sawrusch vergoß eine Thräne, die über sein Gesicht rollte und an seinem langen grauen Schnurrbart hängen blieb. Unwillig bemerkte er es; denn ziemte es sich einem alten Manne, der schon in die Sechzig ging, zu weinen? Nein, das war kindisch! ... O die Preise!

Und wiederum begann er seine Pfeife anzuzünden, die er nun schon dreimal angezündet, die aber auch dreimal schon ausgegangen war. Auch diesmal hielt er sie nicht lange zwischen den Zähnen. Trübe Gedanken gewannen in seinem Kopfe die Oberhand, und er lehnte das Haupt auf den Tisch. Und die Pfeife lag wiederum vergessen unter seinen Füßen, und Iwan sah sie nicht. Jetzt konnte er überhaupt nichts mehr von seiner Hütte sehen; denn ein Nebel legte sich auf seine Augen, und wieder läuft ihm etwas Heißes über die Wangen und hängt ihm wieder an dem grauen Schnurrbart. Ja, über fünf Jahrzehnte hat er durchlebt, viel genug, und niemals hat Iwan geweint — außer als kleiner Knabe und jetzt!

Nicht ohne Grund weint der alte Mann: seine Gefährtin, mit der er in völliger Gesundheit fast drei Jahrzehnte zusammengelebt — ist nicht mehr, liegt tot im kalten Grabe. Was soll da der alte Mann noch auf der Welt thun, ganz allein und dazu mit drei kleinen Kindern? Kein Glück hat ihm Gott beschert: seine großen Kinder starben oder gingen zu den Soldaten, und nur die kleinen blieben zu Hause, von denen das älteste, ein Mädchen, erst zwölf Jahre zählt. Und diese drei schließen jetzt so ruhig, so friedlich, und nur auf dem Gesichtchen Haljas, des ältesten Mädchens, zeigen sich noch Thränen — ja freilich, hat sie doch gestern, als die Mutter begraben wurde, bis Mitternacht geweint, so geweint, wie jetzt der alte Vater.

Wieder brennt etwas auf seiner Wange, aber er spürt es nicht mehr. „Sechszwanzig Jahre habe ich mit dir gelebt, Kasia, und jetzt müßten wir scheiden ...“

Erinnerungen an alles, was schon lange vergangen ist, ergreifen den alten Mann. Wie doch die Jugendjahre im Gedächtnis haften! Jetzt dagegen! — was man heute gethan, das weiß man morgen nicht mehr. Nur jene fernsten Jahre vergessen sich nie, nie ...

„Mutter!“ rief im Halbschlummer ein kleiner Knabe, der auf der Bank schlief. „Mutter!“

Er öffnete die Augen, schaute verwundert umher, richtete sich, noch halb im Schlafe, auf und setzte sich aufrecht. „Rama! Wo ist Rama?“

Der kleine Knabe schweig eine Weile, erinnerte sich dann mit einem Male des Begräbnisses am Tage vorher und rief von neuem: „Mutter! Die Mutter will ich!“ Und Thränen stürzten aus seinen Augen.

Die beiden Mädchen: Halja und die jüngere Danka, erwachten von ihrem Schreien und richteten sich gleichfalls auf. Danka machte es sofort dem Bruder nach, und zu zweien riefen sie, jämmerlich weinend, nach der Mutter.

Dieser Ausbruch des Schmerzes weckte Iwan aus seinem trüben Dahinsinken. Er trat zu den weinenden Kindern.

„Weinet nicht, liebe Kinder!“ sagte er zu ihnen und liebkoste sie.

„Die Mutter will ich!“ rief trotzig der kleine Basilus.

„Die Mama ist nicht mehr, Kinder ...“ sagte leise, fast unhörbar der Vater. „Mutter ist nicht hier: sie ist zur Tante Marjien gegangen. Wartet nur, sie kommt bald wieder.“

„Nein, nein!“ rief der Knabe. „Vater, das ist nicht wahr: Mama ist nicht ausgegangen, Mütterchen hat man gestern in die Erde vergraben! O, dort draußen ins Grab! Ich will es aber nicht ... dort ist Mutter zu kalt!“

Wiederum weinten die Kinder. Nur Halja verhielt sich ruhiger und suchte die Thränen zu bezwingen, die aus ihren braunen Augen hervorquollen und über ihr bleiches Gesichtchen rannen. Dann trocknete sie, sich überwindend, ihre Thränen und saß, ohne zu klagen, da; nur ihr kleines Körperchen erzitterte noch zuweilen von dem schweren Kummer, aber auch von der Kälte, die in der ungeheizten Hütte herrschte.

Basilus und Danka weinten noch immer, jämmerlich nach der Mutter rufend. Das dauerte nun fast eine Stunde; Iwan wußte nicht, was er machen sollte. Aber als ob Halja jetzt dessen überdrüssig wäre, wischte sie sich noch einmal die letzten Thränenipuren weg und setzte sich zu den Kindern. Sie legte ihre feinen Arme um ihren Vaden, zog sie an sich und suchte sie zu trösten. Iwan hörte nicht, was sie ihnen leise ins Ohr flüsterte; nur einige abgerissene Worte drangen zu ihm hin.

„Weinet nicht ... ich will euch Grütze kochen ... ja, ja, ihr Lieben ... ich mache dir ein Püppchen und dir singe ich vom Käsechen.“

*) Abdruck ist nicht gestattet. Gelesen vom 11. Juni 70, SS 7 u. 10. D. Red.

Und das unglückliche kleine Mädchen, das selbst kaum die Thränen zurückhalten konnte, fing an von dem „Käsechen“ zu singen, jenes selbe Liedchen, welches noch kürzlich die Mutter ihr vorgesungen, die liebe Mutter, die jetzt im kalten, schneebedeckten Grabe liegt. Wie die Mutter sie mit diesem Liedchen erfreut hat, so tröstet sie damit jetzt die kleinen Geschwister, die ja auch, wie sie, ohne Mutter geblieben.

Anfangs hörten die Kinder nicht auf sie, aber sie weinten doch weniger heftig, schwiegen dann still und schluchzten nur noch von Zeit zu Zeit auf. Dann, als auch das Schluchzen sich gelegt und Halja den beiden die Thränen abgewischt hatte, sagte Basilus: „Ich will aufstehen!“

Halja begann ihn anzuflehen und zog ihm die Stiefel an. Die mit dieser Arbeit noch nicht vertrauten Händchen benahmen sich zwar etwas ungeschickt und wollten nicht recht mit, aber schließlich brachte sie es doch fertig, und sie machte sich nun an Danka. Hier ging es schon leichter von statten, und sogleich ging sie nun sogar daran, die beiden Kinder zu waschen. Basilus sträubte sich und wollte nicht gewaschen werden, weil es zu kalt sei, und es bedurfte langer Ueberredung, bis sie ihn soweit gebracht hatte, daß er damit einverstanden war. In ihrem geschickten Eifer aber zeigte Halja ganz und gar die Emsigkeit der verstorbenen Mutter.

„Vater! Ich möchte essen!“ bat leise Danka, den Vater am Kermel zupfend.

„Ich will auch etwas zu essen haben!“ rief Basilus.

Der arme Vater langte von dem Wandbrett das Brot herunter.

„Ich will kein Brot, ich will Grütze!“ sagte unwillig der Knabe.

„Liebes Söhnchen, es ist keine Grütze da ... aber warte nur, ich will sie kochen.“

„Ich will nicht warten, ich will sie gleich!“

Und wieder stießen Thränen. Der alte Mann wußte nicht, was er anfangen sollte. Da gelang es Halja, wieder die Kinder zu trösten. Ob sie ihnen nun etwas von Grütze erzählte, oder von etwas anderem — auch dieses Mal beruhigten sie sich. Immer seltener wurde des Basilus ungestüme Ausruf: „Aber ich will es so nicht! So will ich es!“ Und bald schwieg er ganz.

Die Kinder begannen das Brot zu essen. Basilus faßte mit beiden Händchen sein Stück und biß aus ganzer Kraft mit seinen weißen Zähnen hinein. Er ließ jetzt nicht mehr die Lippen hängen, und seine Augen blickten schon etwas munterer drein. Doch es war kalt in der Hütte, und die Kinder bekamen blaue Hände.

„Ich friere!“ begann wieder der Knabe.

Halja nahm eilig einen alten Rock und bedeckte damit Bruder und Schwester.

„Ich habe kein Salz mehr!“ sagte Basilus dann weiter und zeigte Halja sein Brot. Und Danka bat: „Auch mir Salz!“

Halja streute sofort den Kindern grobes, graues Salz die auf das Brot. Vorläufig war jetzt wenigstens den Kindern der Hunger gestillt, und vorläufig gaben sie sich ruhig und zufrieden.

Iwan aber überlegte, was er thun sollte; denn den hungrigen Kindern mußte doch etwas gekocht werden. Er ging aus der Hütte, zerhackte etwas Holz und trug es herein, um den Ofen zu heizen. Was sollte er nun kochen? Er suchte — und fand etwas Kleie vor.

Ich will ihnen Grütze kochen, — dachte er und begann, die Kleie zu waschen. Dann brachte er sie in den Topf.

„Im, das war nicht richtig! Wo wurde es denn allemal hingeworfen! Ich hätte doch zunächst Wasser heiß machen müssen.“ Und er schüttete die Kleie wieder aus dem Topfe — dann aber umfaßten plötzlich zwei kleine Händchen seinen Hals, und zwei braune, verweinte Augen blickten ihm in die Augen.

„Vater, laßt ... ich mache schon ... ich weiß, wie ...“

Iwan blickte verwundert auf Halja.

„Vater, überlaßt es mir, ich kann es schon ...“

„Aber, Söhnchen, du bist doch noch zu klein!“

„Doch, obwohl ich klein bin, weiß ich wie ... Ich habe es schon gelernt. Jetzt ist niemand mehr da ... und Mama ist nicht mehr ...“

Zwei Thränen erglänzten wieder in den Augen des Mädchens.

Schweigend ging Iwan vom Ofen und setzte sich an den Tisch. Danka und Basilus saßen auf der Schlafbank und blickten in schweigender Bewunderung bald auf den Vater, bald auf Halja, die emsig den Topf spülte, Wasser hineingießte und nun auf den Ofen stellen wollte. Doch der Topf war ihr zu schwer und sie rief daher den Vater herbei:

„Vater, hilf mir, bitte!“

Iwan kam ihr zu Hülfe, nahm den Topf und stellte ihn auf den Ofen.

Dann nahm die kleine Hausfrau Salz und Fett, und, wie eine erfahrene Hauswirthin, machte sie sich ans Kochen. Hier wollten die kleinen Hände freilich anfangs gar nicht gehorchen, obgleich sie sich fast zusehends an die Arbeit gewöhnten. Iwan verwunderte sich schweigend über sie.

„Eine tüchtige Hausfrau wird sie werden!“ sagte er mit trübem Lächeln leise vor sich hin und ging aus der Hütte.

Die Kinder aber schauten verwundert auf die kleine Schwester, die noch vorgestern mit ihnen und den Püppchen spazieren ging und die jetzt sie ankleidet, sie wartet, ihnen kocht — ja ganz und gar wie Mutter.

„Halja, der Rock hat sich hier verrückt,“ ruft der Bruder.

Sie eilt, ihn wieder zuzudecken. Er faßt sie um den Hals.

„Halja, du kochst mir Grütze?“ spricht der Knabe, ihr in die Augen blickend.

„Freilich kochte ich sie, ich bin schon dabei,“ sagte sie, ihm über den Kopf streichend.

„Streiche mich bitte so, wie Mutter es that!“ sagte Basilus, ihre Hand führend, und sie willfahrte seiner Bitte.

Die kleine Danka faßte sie ebenfalls an der Hand und klagte: „Das Brot ist so hart, ich hab' mir die Lippe ganz wund gebissen ... es thut so weh!“

Und sie lehnte ihren Kopf an den Arm der Schwester, und die Schwester liebkoste sie beide.

„Bekommen wir nun jetzt bald die Grütze?“ sagte der Knabe.

„Wartet, wartet, jetzt gleich!“ versprach Halja und eilte wieder zum Ofen, aber nicht auf lange; denn bald hatte der Bruder, bald die Schwester etwas zu kochen und zu wünschen, und bald stellte Halja mit diesem, bald mit jenem die Kinder zufrieden.

Dunkel vergeht der Tag. Der Vater verläßt die Hütte, kommt wieder herein — augenscheinlich weiß er nicht, was er anfangen soll. Er spricht nicht; denn schon ohne ein Wort bringt alles ihm und den Kindern die teure Hingekommene in Erinnerung. Nur zuweilen, wenn sie ihn etwas fragen, giebt er eine Antwort; sonst bemitleidet er sie schweigend.

In ihrem großen Schmerze wollen die Kinder auch nicht spielen. Danka zieht zwar ihr Püppchen und eine zerbrochene Figur hervor und stellt sie auf die Bank. Wie früher will sie spielen: eine Mutter läßt ihre Kinder Beeren im Walde suchen; dort fällt ein Wolf sie an, kaum können sie entkommen. Schon will sie ihr Püppchen jagen lassen: Mutter erlaube uns ... Aber das Wort „Mutter“ bringt das auf eine Weile vergessene Weh wieder zum Ausbruch, bitterlich weinend läßt sie die Püppchen fahren und setzt sich wieder auf die Bank hin.

Halja jedoch bemüht sich emsig, sie trägt den Kindern das Frühstück auf, dann auch das Mittagessen. Der Vater aber ist nicht.

Nach dem Mittagessen tritt Basilus zu ihm hin, als er, an der Bank sitzend, schweigend seinen trüben Gedanken nachhängt. „Vater!“ — sagt er, ihn an der Hand fassend — „Vater!“ Sein Gesichtchen hat plötzlich einen nachdenklichen Ausdruck angenommen, der einem Kinde in diesem Alter sonst fremd ist.

„Was denn, liebes Söhnchen?“

„Väterchen, Halja wird jetzt unsere Mutter sein,“ sagt der Knabe, auf die Schwester weisend.

„Ja, sie wird es sein, sie wird es sein!“ flüstert der Vater und vermag kaum seine Thränen zu bezwingen.

„Sie ist ganz wie Mutter,“ beginnt wieder der Knabe; „sie hat Grütze gekocht, sie hat mich angezogen.“

„Ja, Söhnchen, ja sie wird schon alles machen, aber weine du nicht, spiele ... es wird schon ...“

Sie hatten schon zu Abend gegessen. Traurig war das Essen vergangen — das erste ohne die Mutter; der alte Vater lag am Ofen; die Kinder schickten sich an, zur Ruhe zu gehen.

„Halja, schauke mich!“ bat Basilus, auf der Schlafbank sitzend.

„Gleich, Basilus, gleich!“

„Halja, hilf mir, bitte, das Kleid auszuziehen! Sieh' mal, hier ist ein Knoten, den ich nicht lösen kann!“ rief Danka.

Und Halja begann, da sie mit ihren Fingern den Knoten nicht aufmachen konnte, ihn mit den Zähnen zu lösen.

Endlich schwiegen die Kinder und verhielten sich ruhig; Halja legte sie hin und deckte sie zu. Da baten sie wieder: „Aber, Halja, wir wollen nicht schlafen, erzähle uns ein Märchen! ... Ueber die drei Schwestern und die Fäuste aus Maßholder,“ gab Danka an.

Halja setzte sich neben sie und begann zu erzählen: „Einst lebte ein Mann und eine Frau, und sie hatten drei Töchterchen, und das kleinste nannten sie Halja.“

„Halja? Wie du?“ unterbrach der Knabe.

„Ja, wie ich. Einst gingen sie nun in den Wald, um Beeren zu suchen. Die Schwestern pflückten und essen, Halja aber sammelt ihre Beeren in einen Topf, den sie mitgebracht, und sagt: Die bringe ich Vater und Mutter nach Hause ...“

„So, wie du es thust,“ sagt wieder der Knabe. „Du pflückst auch die Beeren und giebst sie dann uns. Und Beeren sind so süß!“

„Schweig doch und unterbrich mich nicht immer! ... Da sagen nun die Schwestern untereinander: So können wir aber nicht nach Hause gehen. Sie allein hat Beeren, und wir haben

kehrten bei dieser Debatte ihre Raubvogelnatur wieder hervor, während die Christlichsozialen zu Mitteln griffen, welche die Obstruktion so oft gehandhabt hat, um den Fortgang der Verhandlungen zu hindern. Gleich erboht wie über den Erzherzog sind die Kirchenfeinde über den imposanten öffentlichen Aufzug der katholischen Vereine Wiens, dem man hauptsächlich die Bedeutung einer Gegenkündigung gegen die Los von Rom-Bewegung und die neuerlichen Verunglimpfungen der Weichte zuschreibt. Auf jede Weise sucht die fanatische Hezypresse in Wien, in und außer Oesterreich diese Kundgebung herabzuwürdigen, sie zu veripotten, zu verunglimpfen, beweist aber damit nur den großen Eindruck, dem sich niemand entziehen konnte; es ist jовiel geredet worden von den Tausenden, die sich von Rom losgerissen — hier sah man Zehntausend das Bekenntnis der Treue gegen Rom öffentlich ablegen.

Die religiösen Vereinigungen in Portugal sind jetzt tatsächlich durch ein Dekret in die Zwangslage gebracht, sich binnen einem halben Jahre zu vereweltlichen; sieben Klöster wurden sofort geschlossen.

Russlands Beziehungen zu Frankreich wurden in diesen Tagen angewärmt durch den Besuch des französischen Ministers des Auswärtigen, Delcassé, in St. Petersburg. Velelei Vermutungen sind an diese Reise geknüpft worden, als wenn Delcassé von einer Forderung des Dreibundes Nutzen ziehen wollte oder gar als wenn andererseits der bedenklich schwache Faden zwischen Paris und St. Petersburg stärker geknotet werden sollte. Man wird wohl am sichersten gehen, wenn man den Zweibund für ebenjovienig gelockert ansieht wie den Dreibund. Wegen Ostasiens allein haben die Herren in St. Petersburg schon genug zu reden, und eben wegen Ostasiens dürfte Russland Frankreich nötiger haben als umgekehrt. Freilich hätte dann, so sollte man sagen, Russland nach Paris gehen sollen; aber die Lage wird darum doch nicht anders.

Aus China wurde berichtet, daß der General Liu, welcher westlich von Peking mit einer starken Truppenmacht stand, dem ihm zugegangenen kaiserlichen Befehl Folge geleistet und sich außerhalb des Bereichs der militärischen Interessen der Verbündeten zurückgezogen hat. Die Expedition unter den Generalen Bailoud und v. Ketteler wurde dadurch gegenstandslos. Kaiser Kwangsi hat an Stelle des bisherigen Staatsrates eine neue Behörde, das Generatrat für Staatsangelegenheiten, geschaffen, welches die nötigen Reformen beraten soll.

Der Krieg in Südafrika kostet den Engländern, wie das neuerliche Bekenntnis des Schatzkanzlers ergibt, so viel, daß jetzt neue Umbauversuche des Oberkommandierenden Richters mit Votha eine merklich andere Aufnahme finden, als die ersten. Zweifellos hat Ritchener auch diesmal die Anregung dazu gegeben, daß Frau Votha sich wiederum zu ihrem Manne begab. Die englische Presse thut allerdings so, als habe die Frau den Schritt ganz aus eigenem Antriebe gethan, aus der Erkenntnis heraus, daß die Buren nichts mehr zu hoffen hätten. So schwindelt ein Blatt frisch darauf los, Frau Votha gebe sich von neuem Mühe, einen Frieden zu stiften zu bringen, und dieses Mal sei mehr Hoffnung auf Erfolg vorhanden als bisher; Lord Ritchener hat sich bereit erklärt, innerhalb der nächsten Tage eine Deputation von Burenoffizieren zu empfangen. Es sei kein Zweifel mehr, daß General Votha wiederum um Bedingungen bitten werde. Gegen besseres Wissen wird hier behauptet, daß Votha neulich um Bedingungen gebeten habe, während sie ihm doch von Ritchener freiwillig oder besser unter dem Druck der Lage angeboten worden sind. Wenn jetzt neue Verhandlungen stattfinden, so wird Votha sich auf dieselben nur unter der Bedingung einlassen, daß er günstigere Zusagen erhält, als damals.

Das katholische Weib.

Unter dieser Überschrift hält einer der ersten schweizerischen Journalisten, H. Baumberger, in seiner Ostschweiz eine furchtbare Abrechnung mit der Firma Graumann & Cie. Er behandelt die schwanzigen Verleumdungen der katholischen Frauenwelt zunächst unter schweizerischen Gesichtspunkten, aber mit einer Kraft und Würde, welche dieser Veltion, vielleicht dem Besten und Wirkungsvollsten, was bisher über diesen Gegenstand geschrieben wurde, internationale Beachtung sichert.

Mit der Kirche und mit ihren Priestern wird heute auch das katholische Weib, das die Weichte ist und eine Gnade in ihr sieht, verächtlich. Die Thoren und Knaben, die das thun, wissen gar nicht, daß sie damit die schönsten Blätter unserer eigenen Geschichte beschmutzen und beschänden. Was eine gewisse liberale Presse in Zürich, mit der neuen Zürcher Zeitung voran, mit der Graumann-Dege halb offen, halb verdeckt kokettieren, so soll sie doch nicht vergessen, daß jene prächtigen Zürcher Frauen, die sich in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts mit dem Panzer umgürteten und das Schwert zogen, die Frauen, die die Stadt retteten und seitdem den Stolz in Zürichs Geschichte bilden, — katholische Frauen waren, Frauen, die beichteten und die Weichte heilig hielten, weil sie ihre Heiligkeit an sich selber erfahren hatten.

Und die Appenz. Ztg., welche den Hummel ebenfalls protegiert, soll sich sagen lassen, daß jene Frauen von Gais, die mit denen von Appenzell vor bald 500 Jahren in blutigem Ringen am Stooß die Appenzeller Freiheit aus der Wiege hoben, katholische Frauen waren, Frauen, die zur Weichte gingen und sie als Segen und Glück betrachteten.

Die liberale Presse der Centralalpen, mit dem nichtswürdigen Zuger Volkblatt an der Spitze, läßt sich berichten, daß jene Alpwaldner Frauen und Mädchen, die in den Schreckenstagen von 1798 wie Heldinnen für ihr Vaterland und seine Freiheit stritten, während sich gewisse Feinde des Aufklärungs in fleischlichen Wankungen vor der Despotie ergingen, daß diese Frauen und Mädchen, die lieber Marter und Tod erlitten, als daß auch nur eine ihre Ehre der französischen Soldateska preisgab, katholische Frauen und Mädchen gewesen, und Frauen und Mädchen, die fleißig zur Weichte gingen und Gott für diese Gnade dankten.

Schmäht die Weichte, ihr schmäht auch diese Frauen und Jungfrauen, werst Schmutz auf das, was eine Ehre und ein Stolz, ein Seelenadel an Größe und Heiligkeit in der Schweizergeschichte bildet. Und katholische Frauen, die beichteten, sind die Heldinnen Spaniens im Kriege gegen die Franzosen gewesen, ein katholisches Mädchen, das beichtete, war Johanna von Orleans, ein katholisches Mädchen, das beichtete, das herrliche Mädchen von Spingis im tyrolischen Austerthale.

Es kommt nicht von ungefähr, daß das freigeistige Drama der Gegenwart seine Heroinnen unter den Befallenen sucht, daß ein Damas damit anfing, und daß andere auf seine Pfade gingen; in welchem

reineren und höheren Glanze stehen diese Heldinnen in Weibesheldentum, diese Frauen mit der Glorie des Glaubens, der Vaterlandsliebe und der Weibesehre um das Haupt, diese Frauen, die beichteten. Und es giebt Frauen, die zum Heilthum noch enger stehen, als diese anderen, die noch mehr beichteten als sie. Das sind jene Frauen, die Heroinnen der Barmherzigkeit und Menschenliebe sind, die im Sturgen der Schlachtfelder Verwundete trugen, die im Sturgen der Armeen Hilfe zu bringen, welche andere Menschen längst gelassen haben, in den Cholera- und Typhusplätzen Tag und Nacht der Kranken warten, in die Verbannungsorte der Ausjägigen eilen und ihr schreckliches Schicksal mit ihnen teilen, das kein Entzinnen lennt; es sind jene Tausend und Hunderttausend und Millionen Frauen, die seit den ersten Zeiten der Kirche Opferleben für die Leidenden der Menschheit lebten, für die Armen der Menschheit und für ihre Unglücklichen, und dieses Leben meist mit einem Opfertode der Liebe belegelten, und alles sind Frauen gewesen, die beichteten, viel beichteten und oft beichteten und gerade in der Weichte eine größte Stütze für ihr heiliges und physisches Heldentum fanden. Und nun verächtlich weiter, verachtet weiter; haltet Bahnwirge, wie einen Graumann, hoch; hängt euch an die Weichte von Pindoren einer Gemeindefrau, deren Alter nicht größer ist, als der Faden an ihren Nochnähten, nicht stärker, als dieser Faden, und deren Klugheiten nicht schwerer wiegen, als daß der nämliche Faden sie tragen würde, ohne zu zerreißen; vergeht aber nicht, daß man damit auch beichtete, was goldenes Blatt unserer Geschichte, beichtete, was Säule in der Seelenentwicklung unserer Civilisation und Kultur ist, und vom Haupt des Menschentums mit roher Hand reißt, was sich als identischer Milizenrang um daselbe gelegt hat — vergeht nicht, daß man damit Stufen mit Schmutz bestreut, auf denen niederstürzt, was sich geistlicher Muth und Patriot nennt. Das alles möge man bedenken, nur ein klein wenig bedenken, und der Weg ist offen, aus einer Verirrung zu kommen, die dem kaum begonnenen neuen Jahrhundert die erste — Schamröthe auf die Wangen gebracht hat!

Unterhaltendes.

Amis- und Familienpflichten. Aus Madrid wird der Post. Ztg. unter dem 12. April geschrieben: In der nahen Ortschaft Leganes, die an der Bahn Madrid-Alfakon liegt und bekannt ist durch ihre großartige Irenenanstalt, hat sich vor einigen Tagen ein komischer Vorfall zugetragen. Als nämlich der Zug in genannten Bahnhof einfuhr, waren die Insassen nicht wenig erstaunt, anstatt des uniformierten Vorstehers einen grotesken als Frau verkleideten Mann auf dem Perron zu sehen, der übrigens die Befehle eines Bahnhofsvorstehers gab. Das Bahnhofspersonal konstatierte, daß der Verkleidete richtig der Vorsteher war, glaubte jedoch, derselbe sei irrsinnig geworden und rief die Gendarmen herbei, um seine Ueberführung in die nahe Irenenanstalt zu veranlassen. Der Vorsteher verschwand aber rasch in seine Wohnung und kam bald in der vorchriftsmäßigen tadellosen Kleidung wieder, und aus seinen Erklärungen ergab sich folgendes: Herr Barero, der Bahnhofsvorsteher, hat ein kleines Kind, das mit Riegemilch aufgezogen wird. Die Mutter hatte nun die Gewohnheit, eine Ziege, die sie hielt, jeden Morgen selbst zu melken, aber vorgestern mußte sie wegen Einkäufe nach Madrid und beauftragte ihren Mann mit dem Melken der Ziege und der Pflege des Kindes. Der Bahnhofsvorsteher begab sich in den Stall und schickte sich an, die Ziege zu melken, die aber scheute sich vor ihm und wollte nicht stille stehen. Der Säugling jähre aus Leibeskräften, und der arme Mann wußte nicht, was er anfangen sollte. Da plötzlich verfiel er auf den Gedanken, die Kleider seiner Frau anzuziehen — und richtig, die Ziege ließ sich nun ruhig von ihm melken. Während er also beschäftigt war, hörte er den Zug heranbrausen und, ohne an seine Verkleidung zu denken, fuhrte er auf dem Perron, um seinen Amispflichten nachzukommen.

Uebertragung. A.: Wie hat sich denn dein Bruder, der ein gescheitelter Vegetarianer, wieder an Fleischspeisen gewöhnt? B.: „Sehr leicht, er hat zuerst nur fleischfressende Pflanzen gegessen!“

Erstarrt. A.: Wird sich denn Ihre Tochter immer noch nicht verheiraten? Sie ist doch alt genug? B.: „Nein, Sie will noch warten.“ A.: „Worauf denn?“ B.: „Auf einen Freier!“

Wirtes Allerlei.

Nächtlicher Besuch. Der Kaiser stattete bei seinem letzten Aufenthalte in Kiel nachts gegen 11 Uhr dem Schiffschiff Charlotte einen Besuch ab, um sich die Schlafkammer der Kadetten anzusehen. Nachdem er die Kabine seines Sohnes und des Militärkommandanten, Kapitänleutnant v. Ammon, beichtigt hatte, begab er sich in den den Kadetten zugewiesenen Unterkunftsraum. Die jungen Leute schliefen, und das elektrische Licht erhellte den Raum. Ich kann mir kaum denken, daß die Kadetten bei diesem scharfen Licht schlafen können, meinte der Kaiser. Gewiß, Majestät, erwiderte der begleitende Kommandant, Kapitän z. D. Willers, sie sind nach dem strammen Tagesdienst ehlich müde. Wollen doch mal sehen, ob die Leuchten wirklich schlafen, anerkente etwas ungläubig der Kaiser. Er rittelte heftig an der Hängematte eines Kadetten, bis dieser erwachte. Na, schlafen Sie hier eben so gut wie zu Hause? fragte der Kaiser den Erwachten. Dieser erkannte den Monarchen sofort und erwiderte schlagfertig: Majestät! Sächselnd verließ der Kaiser das Gemach.

In der Explosion in der St. Michaelskirche liegt jetzt auch ein von einem Pionieroffizier erhaltener militärisches Gemacht vor, das gleichfalls die Behauptung von einem Pulverattentat als unbegründet nachweist. Die militärischen Sachverständigen konnten feststellen, daß Rückstände verbrannten Pulvers — Unverschieden — in dem Gotteshaus nicht vorhanden waren. Ebenjovienig konnte eine Brandstelle, welche sich am Explosionsherd unbedingt hätte bilden müssen, entdeckt werden. Ferner fehlte ein weiteres charakteristisches Zeichen für Sprengstoffexplosionen, geschwärzte Stellen, in der Kirche gänzlich, und auf Grund dieser Thatsachen konnten die militärischen Sachverständigen das unbedingte Urteil abgeben, daß eine Pulverexplosion vollständig ausgeschlossen sei.

Königsberg i. Pr., 25. April 1901. Wie die Königsberger Hartungische Zeitung aus Tilsit meldet, wurde der dortige in den achtziger Jahren stehende praktische Arzt Dr. Heydenreich in seiner Wohnung mit einem Stich im Halse tödlich aufgefunden. Nach den bisherigen Ermittlungen liegt ein Mord vor. Als Mörder ist der aus Ansbach gebürtige Tapezierer Forner ermittelte. Er hat die That eingestanden. Die Uhr des Ermordeten und 800 M. wurden im Ofen in Forner's Wohnung vorgefunden.

Hamburg, 25. April 1901. Der Dampfer T a b e r ist unweit von St. Mauritz gestrandet. 40 Personen sind ertrunken.

Wien, 22. April 1901. Die Gesamtzahl der Typhuskranken im zweiten Bataillon des 8. bayerischen Infanterieregiments in Wien beträgt gegenwärtig 282, die Zahl der Todesfälle beträgt 12. Ein Zugang an ausgeprochenen Typhusfällen fand in den letzten zwei Tagen nicht statt. Wegen Typhusverdachts werden gegenwärtig noch zwölf Fälle beobachtet. Im Bataillon des größten Teiles der Schwerkranken ist eine deutliche Besserung eingetreten.

Paris, 24. April 1901. Zwei Fälle von Hunger tot zu werden heute von den Blättern erzählt. In der Rue Jacob (lateinisches Viertel) lebte der siebenundachtzigjährige, aus Ungarn stammende Andreas Guntner. Etels wohlgekleidet verließ er morgens früh seine

Wohnung, um erst abends zurückzukehren. Er sprach mit niemand der Nachbarschaft und wurde oft als „ewiger Jude“ bezeichnet. Da er seit drei Tagen sich nicht hatte blicken lassen, ließ der Hauswirt seine Wohnung durch die Polizei öffnen. Guntner lag tot auf dem Bette, der Arzt bestätigte: Tod aus Hunger. — Der fünfundschwanzigjährige stempier Brant war aus Gennes gekommen, um in Paris Arbeit zu suchen. Bevor er solche gefunden, waren alle seine Mittel aufgebraucht. Drei Tage lang irrte er ohne jegliche Nahrung in der Stadt herum, bis er in der Rue Descartes zusammenbrach. Man eilte ihm zu Hilfe, aber der Magen vermochte keine Nahrung mehr zu vertragen, so daß Brant sehr bald den Geist aufgab.

Paris, 24. April 1901. Auf dem Bahnhof Brolet St. Simon auf der Bahnlinie Toulouse-Bayonne stieß heute Nacht ein nach Lourdes gehender Sonderzug, worin sich zahlreiche Wallfahrer befanden, mit einer Lokomotive zusammen. Ein Reisender wurde getötet, vier schwer und über 20 leicht verletzt.

Die Bilanz von Monaco. Die letzten veröffentlichte diesjährige Spielbilanz von Monte Carlo ergab im Vergleich mit dem vorigen Jahre eine Abnahme von 60.000 M. Die Gesamteinnahmen betragen 19.104.000 M. Die Dividende ist um 8 M. gesunken, kommt doch der Fünftel jetzt jährlich 1.400.000 M. gegen 1 Million Mark, die er früher erhielt. Albert von Monaco sind außerdem weitere 500.000 M. für die Erhaltung seiner Leibgarde zugefunden worden, sowie die Bezahlungen der Ausgaben des Hofes.

Kapstadt, 21. April 1901. Bisher sind hier 438 Pestfälle vorgekommen, wovon 185 tödlich verliefen.

Kapstadt, 25. April 1901. Amlich wird mitgeteilt, die Zahl der in der vergangenen Woche in Kapstadt vorgekommenen Pestfälle beträgt 64, wovon 33 einen tödlichen Ausgang hatten. Unter den Erkrankten befinden sich 17, unter den Gestorbenen vier Europäer.

Wien, 25. April 1901. Ein heftiger Sturm hat heute am 23. d. Mandalay heftig. Der Sturm war begleitet von einem wolkenbruchartigen Regen, der große Verwüstungen anrichtete. Auch sind Verluste an Menschenleben zu beklagen, deren Zahl nach den letzten Nachrichten zwölf beträgt.

Vermischtes.

Der polizeiliche Schutz des Kaisers in Berlin. „Streckenbelegung“ — das ist ein Wort, wodurch jedes Polizeirevier in eine gewisse Aufregung versetzt wird. Besonders jetzt nach dem Bremer Zwischenfall sind entgegen allen Dementis die Vorkehrungen, Ueberwachungs- und Ueberwachungsregeln bedeutend verschärft worden. Ueber diesen polizeilichen Schutz des Kaisers berichtet eine Korrespondenz folgendes: Die Polizeireviere, welche an der alltäglichen Strecke liegen, wie z. B. die Reviere 3, 33, 76, die beiden Tiergartenwachen, Revier 32 und die inneren Charlottenburger Reviere, haben meistens die Strecke zu belegen, d. h. den Weg, den der Kaiser bei seinen Spazierfahrten, -Gängen oder -Ritten vermutlich benutzen wird, zu beaufsichtigen und abzusperren. So kommt jetzt fast täglich morgens gegen 8 Uhr und nachmittags gegen 2 Uhr die Depesche an die Reviere: „Die Wagen — (oder Pferde) — für Se. Majestät sind zu 8 1/2 bzw. 2 Uhr (oder später) bestellt.“ Dann wird es auf den Wagen lebendig. Alle Beamten, welche irgend verfügbar sind, müssen auf die Straße, sobald auf einzelnen Wagen außer dem Telegraphisten und den Schreibern nur ein Mann zur Beforgung notwendiger Gänge zurückbleibt. Auch die Reviervorstände (Kontrollanten) sind verpflichtet, sich auf den verkehrreichsten, also auch gefährlichsten Punkten der „Strecke“ aufzuhalten. Nachdem die Beamten durch die Wachtmeister auf die „Strecke“ verteilt worden sind, beginnt die Zeit des Wartens. Wenn auch die Wagen zu 2 Uhr bestellt wurden, so wird es doch gewöhnlich 1 1/2 Uhr, manchmal auch noch viel später, ehe der Kaiser anfährt. Ebenso häufig kommt es vor, daß der Kaiser einer eigenen Anordnung zufolge einen ganz anderen, als den angelegten Weg nimmt. Dann weiß von den entlegeneren Reviere, wie z. B. 32 und 33, niemand, wo sich der Kaiser befindet, der vielleicht irgendwo im Tiergarten oder im Grunewald spazieren geht. In solchen Fällen wird es minuter 6 Uhr, und die „Strecke“ ist noch immer besetzt, ohne daß man vom Kaiser irgend etwas gesehen oder gehört hat. Das soll ziemlich langweilig sein, denn abgelöst darf vor der Präsidialbeische „Posten einziehen“ niemand werden. Wenn endlich die „Strecke“ aufgehoben ist, dann können auch nicht alle Beamten auf einmal zur Wache eilen, denn die Straßenposten müssen besetzt bleiben. So kommt es, daß dieser oder jener Beamte statt des nachmittags drei Stunden, denen tags zu stehen hat. Honneur soll der Schutzmänn dem Kaiser auf spezielle Anordnung des Monarchen auf „Strecke“ nicht erweisen. Er muß mit „halber Front“ stehen, d. h. der Beamte soll sich mit dem Gesicht nach der Richtung hin aufstellen, von welcher der Kaiser erwartet wird, so daß er die „Strecke“ bis zum nächsten Beamten übersehen kann. Der Schutzmänn muß sowohl das Publikum als auch den Straßenraum und den kaiserlichen Wagen übersehen können. Was er nicht sieht, das bemerken Kriminalbeamte, die ebenfalls auf der ganzen „Strecke“ verteilt stehen und das Publikum überwachen. Geht der Kaiser im Tiergarten spazieren, so sind die dort postierten Beamten in eine schlimme Lage versetzt. Es ist ein strenger Befehl, daß diese Schutzmänn „alles“ sehen sollen, aber — sie dürfen sich von dem Kaiser unter keinen Umständen erblicken lassen. Sieht der Monarch einen Schutzmänn, so schickt er fort stets einen seiner Begleiter zu ihm und läßt ihm etwas sagen, was nachher zumeist eine Klage zur Folge hat. Bekanntlich hat der Kaiser einmal vor einigen Jahren geäußert, daß er nicht unter Polizeiaufsicht stehen wolle. Entgegen anderen Meldungen will die Deutsche Tagesztg. wissen, daß demnach in der polizeilichen Ueberwachung des Kaisers auf Anregung des Monarchen eine umfassende Änderung eintreten wird, da sich das geschilderte System zu aufsehenerregend gestaltet und auch zum größten Teil nicht praktisch genug zeigt.

Ein moderner Garum al Naschid. Die Regierung Viktor Emanuels III. von Italien, überall mit eigenen Augen nach dem Rechten zu sehen, hat für gewisse Kreise seiner Unterthanen schon manche peinliche Situation im Gefolge gehabt, und waren namentlich die Beamten vom Civildienst der angenehmen Meinung gewesen, im traditionellen Schlandrian sich noch weiter ihres Daseins erfreuen zu können, so sind sie inzwischen eines Besseren belehrt worden.

Als neulich morgens der Minister des Auswärtigen Prinetti mit seiner Dokumentenmappe im Quirinal erschien, um für verschiedene Vorlagen die Unterschrift des Herrschers einzuholen, legte dieser ein auf die dringend notwendige Vermehrung des Beamtenpersonals im auswärtigen Ministerium bezüglichen Aktenstück mit der Bemerkung beiseite, er werde nächster Tage auf diese Angelegenheit zurückkommen. Gegen 9 Uhr am folgenden Morgen durchschritt König Viktor Emanuel unbeobachtet das Portal des Auswärtigen Amtes, um in den zahllosen Büroräumen irgend ein lebendes Wesen anzutreffen, das ihm Rede und Antwort stehen könne. Doch es sollte ihm wie dem Prinzen in Dornröschen verzaubertem Schlosse ergehen: Im ästhetischen Monarchenkleide erst ließ er auf ein eisgrünes, bageres Männchen, das sich mit finstern Fingern eine Zigarette nach der anderen drehte, „Sohn so eifrig bei der Arbeit, mein Lieber,“ redete der König den seine heutige Ausnahmssplendideität heimlich vermissenden Sekretär an, „darf ich fragen, wie es sich mit den Verrichtungsstunden in diesem Meffort verhält, und wann Ihre Herren Kollegen ihre Thätigkeit beginnen?“ Das Meffort...

war die Zeit von 8—12 Uhr vor, doch pflegt sich selten jemand vor 11 Uhr einzufinden,“ gab der Befragte stotternd zu, in seiner tödlichen Verlegenheit mit der Wahrheit nicht hinter dem Berge haltend. „Ich weiß genug; lassen Sie sich nicht länger im Rauchen hören,“ verabschiedete sich ironisch lachend der Monarch, „setzen Sie aber beiläufig Ihren Herren Chef von meinem Besuche in Kenntnis!“ Das Entsetzen des Ministerialdirektors und die beäugelten Mienen seiner 300 beim Dienstschwänzen abgefragten Unterbeamten zu schildern, wäre des Stiffes eines Hogarth würdig gewesen. Signor Prinetti aber, zum Könige befohlen, erhielt den bündigen Befehl, anstatt eine weitere Einstellung von Beamten zu erstreben, sei es dringend geboten, die vorhandenen zur Erfüllung ihrer Pflicht anzuhalten.

[O] Die Musik in China.

Von P. Stenz. S. V. D.

(Abdruck nicht gestattet.)

An einem schönen Pfingsttage hatten sich mehr als tausend Christen aus allen Gemeinden meines großen Missionsbezirks in meiner Hauptstation Tschantjatschuang eingefunden. Die guten Leute, die meist nur in mehr oder weniger armen Räumen ihren Gottesdienst feiern können, freuen sich jedesmal auf derartige Feste, die deshalb auch, wenn möglich, in größeren Kirchen gefeiert werden. Die Kirche war mit Blumen und Girlanden schön geschmückt, und ich suchte den Gottesdienst selbst möglichst feierlich zu gestalten, um auch dadurch die Leute für die mancherlei Opfer etwas zu entschädigen, die sie wegen des Christentums zu bringen haben. Tschantjatschuang hatte eine Musikkapelle, die in der ganzen Mission bekannt war. Auch diese mußte zur Feier beitragen, indem sie während des Gottesdienstes ihre Melodien spielte.

Der Gottesdienst war beendet, und ich suchte für eine halbe Stunde Ruhe in meinem Zimmer. Da hörte ich plötzlich, wie aus weiter Ferne, ein leises, dumpfes Rollen, das langsam, wie Gewitterrollen, stärker und stärker wird, zuletzt aber wieder in der Ferne leise sich verzieht.

Bei diesem klaren Himmel konnte doch kein Gewitter ausbrechen! Ich ging deshalb hinaus, um die sonderbare Erscheinung mir erklären zu lassen — und sah nun, daß die Christen mit ein Ständchen bringen wollten. Zwei riesige Trommeln waren rechts und links von meiner Hausthür aufgestellt und wurden in einem gewissen Rhythmus geschlagen. Das ganze Dorf, alle Festbesucher waren herbeigeströmt und lauschten andächtig und still diesen — gewittermelodischen; die beiden Künstler bearbeiteten mit bewundernswürdigem Eifer die Trommelfelle, bis sie in Schweiß gebadet die Schlägel zwei anderen in die Hände drückten. In meinen Ohren klang es ob des künstlichen rollenden Donnerwetters ganz gewaltig, zumal nun auch noch zwei andere Künstler losklangen. Endlich war es mir aber doch zu arg und ich brachte es fertig, dem Gewitter stillere Dufelsackmelodien, die, wie die Ruhe nach dem Wetter, wohlthuend wirkten.

Ich muß gestehen, als ich zum erstenmal chinesische Instrumentalmusik hörte, glaubte ich in einem Konzerte „geschwänzter Gäste“ zu sein. Das war ein Kreischen und Schreien und Flöten und Quitschen und Gurgeln, untermischt mit dem dumpf rollenden, heftigen Tamtam und schallender Posaune, ohne jeglichen Takt, ohne jede Melodie. Als ich aber später öfter Gelegenheit hatte, die besopften Tonkünstler zu hören — und selbst ein halber Chinese geworden war —, da wollte mir diese Musik manchmal gefallen. Ich fand da wirklich Rhythmus und Melodien, die manchmal gar einschmeichelnd und wohlklingend waren. An Trauer- und Begräbnistagen ahnten die Musiker durch Flöten und Klarinetten und Geigen das Klagen und Weinen der Trauernden manchmal recht sinnig nach, während die langgezogenen Posaumentöne, die dazwischen ertönten, wie das plötzlich schmerzliche Aufschreien der Leidtragenden sich anhörten. Ebenso hörte ich auf Theatern und an Hochzeitsfesten Melodien, die wohl geeignet waren, Freude ins Gemüt und Bewegung in die Glieder zu bringen.

Jedes Volk hat seine eigene Musik und findet gerade diese schön. Und dieselbe zu verstehen, muß man mit dem Volke fühlen gelernt haben. Wie uns die chinesische „Kagenuis“ anfangs nicht gefällt, so findet der Chinese auch an unserer Musik keinen Gefallen, wenn er nicht durch steten Umgang mit Europäern selbst wenigstens Halbeuropäer geworden ist. Ich habe gesehen, wie Chinesen, die jahrelang europäische Musik gehört, doch noch, wenn sie ihre heimatlichen Weisen wieder hörten, diesen den Vorzug gaben. In den Hafenstädten, wie Singapur, Hongkong, Shanghai, in Amerika z. B. unterhalten sie ihre eigenen Musikbänder, die ihnen nur chinesische Melodien mit chinesischen Instrumenten vorspielen.

Der Chinese liebt die Musik. Wenn nur möglich, hält er sich ein Vöglein (das er selbst auf Spaziergängen im Käfig mit sich führt), das ihm das Leben durch sein liebes Zwitschern versüßen soll. Sehr gern hat der Chinese auch die Grille, die er in winzigen Käfigen im Hause oder im Garten aufhängt. Bei feierlichen Gelegenheiten, besonders bei Hochzeiten, Begräbnissen, bei Theateraufführungen darf die Musik nicht fehlen. Wie bei uns die hinkenden und nicht hinkenden Voten häufig als Orgeldreher umherziehen, so im „blumigen Reiche der Mitte“ die Blinden. Fahrende Sänger singen und jagen von alten Kaisern und Göttern und begleiten ihren Gesang mit der Cymbel oder einer hölzernen kleinen Trommel, aus der sie mit hölzernem Schlägel oft gar hölzernen Töne hervorzaubern.

Die chinesische Musik soll ihrer Bestimmung nach nur dem Gottes- und Ahnenkult dienen und alle Naturkräfte sollen durch sie ihre Huldigung darbringen. Der Mensch verherrlicht das höchste Wesen durch seine melodische Stimme, das Tier durch den Klang des gegerbten Felles (Trommel), das Mineralreich ist durch den „Klangstein“ (Kling) vertreten, Metalle liefern Glöden und Tamtam (zum Glöden soll sechs Pfund Kupfer auf ein Pfund Zinn gebraucht werden), die Erde stellt das Hinen (ein Instrument aus Terrakotta), die Flora dient mit Bambus, Kollabassen u. a., Seide liefert die Saiten usw.

Als der erste, der die verschiedenen Instrumente zu einem harmonischen Ganzen vereinte, wird der Kaiser Huangti (um 27. Jahrhundert v. Chr.) genannt. Einer seiner Minister ließ aus Bambus verschiedene lange und breite Röhren schneiden, die er zu Flöten umarbeitete. Als Grundton des Tonsystems nahm er das f, den Grundton der Natur, an, der auch mit dem Rauschen des Wassers übereinstimmt. Von diesem Grundtone aus-

gehend bildete er ein fünfstimmiges System. Um den Rauminhalt der Röhren genau zu bestimmen, soll er dieselben mit Hirsenkörnern angefüllt haben, die er dann zählte. Im Laufe der Zeit hatte sich eine reiche musikalische Literatur gebildet, die aber durch den großen Kaiser Schiuanngti (246—209) mit der übrigen Literatur fast ganz zu Grunde ging. Der Nachkomme des Confucius unterhält für seine Opfer an den großen Ahnen seit unvorstelllichen Zeiten noch eine Musikbande in seiner Residenzstadt Kifu, die, wie ich gehört habe, ganz andere Melodien spielt, als sonst gebräuchlich sind. Ich habe versucht, die Melodien zu erhalten, aber bis jetzt umsonst. Da in China die mündliche Ueberlieferung sehr viel gilt, so wäre es vielleicht möglich, bei Confucius noch einige der älteren Musikstücke zu finden. Später haben einzelne Männer wieder versucht, die alte Musik zu beleben, doch ist das nicht gelungen. Noch im 16. Jahrhundert wurde das Lilitingli herausgegeben, in welchem der Verfasser glaubte, die alte Musik wiedergefunden zu haben. Aber auch ihm ist das nicht geglückt. Aus dem 9. Jahrhundert stammt noch ein Werk über das Trommelschlagen (Kithulu), in welchem mehr als 100 verschiedene alte Trommelstücke angegeben sind.

Lesen wir von der alten chinesischen Musik, so müssen wir notwendig annehmen, daß dieselbe höher gestanden hat als die heutige meist schreiende und lärmende Musik. Sonst kann man die alten Sagen und Legenden von hervorragenden Tontüftlern nicht begreifen, die durch ihre Musik Menschen und Tiere bezauberten. Der verführerte Chinese selbst ist auch nicht mehr leicht zu idealerem Schwünge fähig. Er liebt zwar Musik, aber die Musikanten von Profession sind verachtet und ihre Enkel und Urenkel können nicht einmal zu Staatsprüfungen und höheren Ämtern zugelassen werden. Und doch wird der „weise aller Lehrer und aller Zeiten“, Confucius, vielfach mit der Harfe oder Zither abgebildet.

Wie die Griechen ihren Orpheus haben, so erzählen die chinesischen Sagen von einem Minister des Kaisers Jao, der so vorzüglich den Klangstein schlug, das Menschen und Tiere unwillkürlich dabei tanzten. Wupa rührte die Harfe so lieblich, daß die Vögel vor Freude ihren Gesang einstellten und die Fische im Wasser tanzten. Tschintsin sang eine Elegie so ergreifend, daß die gerade vorüberziehenden Wolken des Himmels in ihrem Zuge stehen blieben, um seiner Stimme zu lauschen. Von Confucius wird erzählt, er sei durch Musik einmal derart bezaubert worden, daß er tagelang das Essen und Trinken vergaß. Linpang, der Begründer der Handynastie (206—195) führte in seinem Heere, das er gegen Kiang zum Kampfe führte, einen Flötenspieler mit sich, der einmal während der Nacht sich an das feindliche Lager heranschlich und seine Flöte blies, so wehmütig, so elegisch, daß das feindliche Heer — davonließ. Derartige „Monbscheinnoten“ mit solchen Wirkungen kennt der Chinese von heute nicht mehr.

Eine eigentliche Notenschrift hat der Chinese nicht. Die verschiedenen Töne bezeichnet er mit einzelnen Buchstabencharakteren. Kaiser Schiuanngti wunderte sich sehr, als die alten Jesuitenmissionare die Melodien, die sie hörten, sofort in Noten schreiben konnten. Meistens lernen die Musiker eine Melodie zuerst fingen, worauf sie dann dieselbe auf dem Instrumente aus dem Gedächtnisse spielen.

Das vollständige Orchester ist reich an Instrumenten. Ich nenne hier nur einige der am meisten gebrauchten.

Saiteninstrumente: a. die Sientse und Yotjin, eine Art Gitarre und Mandoline mit 3 bzw. 4 Saiten; b. Hutjin, c. Fuhu, Streichinstrumente mit 2—4 Saiten, die an einem längeren Bambusstabe unten einen schmalen kleinen Resonanzboden aus Bambus haben; d. Pip'a, e. Quintjin, Art Geigen; f. Jantjin, g. Jeng, Art Zither und Harfe; h. Latjin, Art Streichzither.

Blasinstrumente: a. Tisse, Flöte; b. Siao, Klarinette; c. Quentse, Pfeife; d. Scheng, Instrument aus verschiedenen langen, dünnen Bambusröhren, Ton sehr schreiend, ähnlich dem Dudelsack; e. Hao, Posaune.

Schlaginstrumente: a. Trommeln verschiedener Größe; b. Luo, Tamtam; c. Gymbeln; d. Holztrommeln.

Von unseren europäischen Instrumenten gefallen den Chinesen am besten die Flöte, Geige, Trompete, besonders aber die Spielboje.

In meinem Missionsbezirke hatte ich einen Mandarin als Beamten, der sehr europäerfreundlich war und deshalb auch sein Leben mit europäischen Annehmlichkeiten umgab. Er hatte auch ein kleines Harmonium sich gekauft, ohne vom Spielen nur eine Ahnung zu haben. Ich war mit dem Herrn befreundet, und so zeigte er mir denn auch seine Schätze. Ich freute mich, einmal wieder nach langen Jahren Harmonium spielen zu können. Aber wie war das Instrument verstimmt! Da der Herr sah, daß ich auf den Tasten die Finger bewegen konnte, mußte ich trotz aller Verstimmlung spielen. Melodie konnte man keine mehr heraus hören — aber mein Spiel war „wundervoll“, wie das melodische Singen und Zwitschern der Vögel im Walde!

Spricht man von Musik, so muß man auch vom Gesange etwas sagen. Wie schön ist's in unserer deutschen Heimat, wo frohe Kinderchören und kräftige Männer in Wald und Flur, zu Hause und in Versammlungen frische, fröhliche Lieder singen! Wir begeistern uns durch Gesang, wir trösten uns im Gesang, wir drücken alle unsere Gefühle und Empfindungen in Liedern aus. Der Chinese singt nicht. Nur hin und wieder hört man auf den Wegen einen unreifen besopften Jungen unartifizierte Rehlauten jodeln, die er vom Theater aufgelesen, sonst aber hört man das Volk nicht singen. In Theatern freilich tragen die Schauspieler ihre Rollen mehr oder weniger mit Ausdruck vor, wodurch eine Art Melodie entsteht, die Blinden ziehen von Haus zu Haus und leiten unter Gitarre- oder Holztrommelbegleitung ihre Bettelgedichte her, einzelne Sänger tragen auch auf Märkten oder Schiffen oder in Versammlungen die Heldenlagen der Ahnen vor; die Melodien sind eintönig und der Glanzpunkt ihrer Leistungen liegt immer in dem entsetzlichen Jodeln, der freischend und ächzend aus der Kehle gezwängt wird. Aber das Volk als solches singt nicht. Und doch hat der Chinese so schöne Gedichte und Sagen! Ich möchte nicht gern das Wort des deutschen Dichters auf ihn anwenden: „Böse Menschen haben keine Lieder.“ Der Chinese ist ein trockener, idealloser Mensch.

Für die Christen haben die alten Missionare einzelne Melodien erfunden, die sich schnell und gut eingebürgert haben. Sie sind dem chinesischen Charakter angepaßt. Deutsche Melodien gefallen dem Volke weniger als die französischen Weisen.

Rätselseite.

(Nachdruck und Nachbildung aller Teile unteragt.)

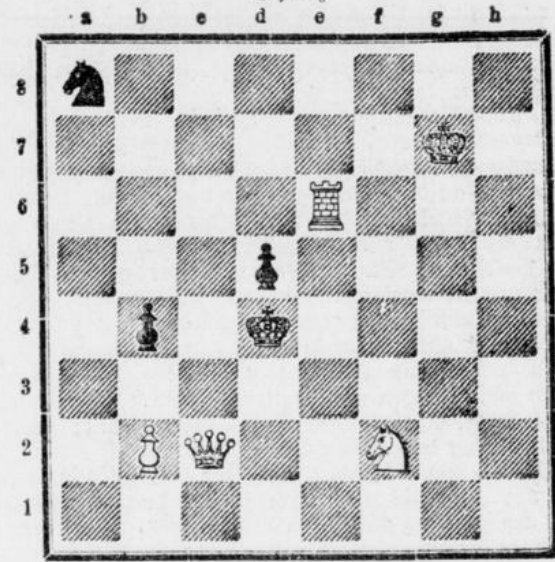
Zum Nachdenken.

Sei stark mein Herz! ertrage still
Der Seele tiefes Leid.
Denk, daß der Herr es also will.
Der seßelt und befreit.

Und traf dich keine Hand auch schwer,
In Demut nimm es an;
Er legt auf deine Schulter mehr,
Als sie ertragen kann.

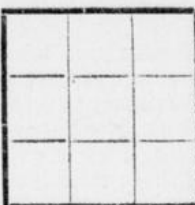
Schachaufgabe.

Schwarz.



Weiße zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Zahlenquadrat.



In die neun Felder sind neun aufeinanderfolgende Zahlen derart einzutragen, daß die Summe jeder waagerechten, jeder senkrechten und jeder der beiden Diagonalen 30 beträgt.

Entwicklungsrätsel.

Wie gelangt man durch je zwei Zwischenstufen von Major zu Degen und von Degen zu Orden? Jede Stufe ist aus der vorhergehenden zu entwickeln durch Umwandlung zweier Buchstaben, deren Stelle nachstehend durch Ausdruckszeichen angegeben ist.

M	A	J	O	R
—	—	—	—	—
D	E	G	E	N
—	—	—	—	—
O	R	D	E	N

Logogriff.

Mit o zieht's von hinnen.
Mit a hilt's gewonnen.
Wird gezogen, getrieben,
Auch läßt es sich schieben.
Mit e, da begründet's.
Wer findet's?

Kapitelrätsel.

Herdenbesitzer, Kaufmann, Meister, Palleska, Scheitel.
In jedem der vorstehenden Wörter ist ein anderes Wort versteckt. Die obigen Wörter sind nun so zu ordnen, daß die darin eingetappten Wörter im Zusammenhang einen biblischen Spruch ergeben.

Bilderrätsel.



(Die Auflösung folgt nächsten Sonntag.)

Auflösungen der vorigen Sonntags-Beilage.

Stataufgabe.

Rachenerteilung:

3. a. eB. aK; bK; cA. 8. 7; dK. D. 8.
4. b. dA. aA. 10. D. 9. 8. 7; b9. eD.
5. b10. D. 8. 7; c10. K. 9; d10. 9. 7.
Estat: bA. dA.

Spiel:

1. 3. eA. eD. c10 (— 24).
2. 3. bK. b9. b10 (— 14).
3. 3. bD. c7. a7.
4. 3. bB. cK. aB (— 8).
5. 3. dD. aA. d7.
6. 3. dB. d10. eB (— 14).
Hiermit haben die Segner 60. Wenn der Spieler seine Jungen nicht vorlegt, geht auf aK noch ein dritter Trumpfschlag ab.

Naturrätsel.

M	A	I
E	M	S
P	E	I
A	M	E
R	I	E
O	K	A
D	A	N

Afrikarätsel.

a. Alter, Bart, Hals, Arm, Lias, Abel, Nabe, Stern, Gib.
b. Walter, Abart, Saal, Halm, Ilias, Nabel, Gabel, Tache, Oftern, Neib.
Washington.

Delphischer Spruch.

Offen, f. Oper.

Bilderrätsel.

Aberräume.

Verlag und Druck von J. P. Bachem.
Verantwortlicher Redacteur: B. Reuter in Köln.